

Stephan Kraft

## Höfischer Barockroman und gelehrter Traktat Gratwanderungen zwischen honnêteté und Pedanterie

Es gibt kaum eine Grenzlinie, die vom Roman der Neuzeit nicht überschritten wird – ja, man kann sich mit Michail Bachtin fragen, ob das ›Eigene‹ dieser verhältnismäßig jungen und von der frühneuzeitlichen Schulpoetik kaum erfaßten Gattung nicht vielleicht in der permanenten Transgression der gerade erst etablierten Norm selbst besteht.<sup>1</sup> Dieser systematische Synkretismus der Romanprosa auch des 17. Jahrhunderts, mit all den eingeschobenen Gedichten, Theaterstücken, Epen, den Diskussionen, die zu formvollendeten Disputationen werden, den Reden, die nicht selten dem Aufbau von Gerichtsreden folgen etc., eröffnet eine ganze Reihe von Möglichkeiten, sich mit Phänomenen der Grenzüberschreitung zu beschäftigen. Hieraus möchte ich einen Aspekt aufgreifen und anhand des *Arminiusromans* von Daniel Casper von Lohenstein und der *Römischen Octavia* von Herzog Anton Ulrich das spannungsreiche Verhältnis von honnêteté und Pedanterie in den Blick nehmen. Dabei sollen offener und verstecktere Varianten der Grenzüberschreitung vom höfischen Barockroman hin zum gelehrtem Diskurs untersucht und nach Gründen für die jeweils eingeschlagenen Wege gefragt werden.

1 Vgl. Michail M. Bachtin, »Epos und Roman«, in: *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*, hrsg. von Edward Kowalski und Michael Wegner, übersetzt von Michael Dewey, Frankfurt/M 1989, S. 210-251, hier S. 210 ff. Für Bachtin ist der Roman damit auch das erste genuin moderne Genre. Von Grenzüberschreitungen seit der Genieästhetik ist diese Art der Regelverletzung jedoch noch deutlich abzugrenzen. Es geht immer noch um die Bewegung auf eine andere Reihe zu (letztlich also um Interdiskursivität) und nicht – wie später – vor allem um eine Bewegung über die eigene Reihe hinaus, um einen Schritt ins Unbekannte.

## I.

Ausgangspunkt der hier angestellten Überlegungen ist Eichendorffs berühmtes Diktum von den Barockromanen als »toll gewordenen Realenzyklopädien«.² Der Text, den Eichendorff hier erklärtermaßen vor allem ins Auge gefaßt hatte, ist Daniel Casper von Lohensteins berühmter *Grossmüthiger Feldherr Arminius*³ – und man kann seinem Urteil eine gewisse Berechtigung kaum absprechen, denn Lohensteins Werk ist tatsächlich ein Roman, der wie kaum ein zweiter die stupende, polyhistorische Gelehrsamkeit seines Autors nach außen trägt. Eichendorffs ironisch-abwertende Charakterisierung des *Arminius* bezieht sich vor allem auf die weit ausgebreitete Collectaneengelehrsamkeit. In langen Exkursen erhält der Leser aus dem Mund der Romanfiguren ausführliche Informationen über unterschiedliche Webtechniken⁴, über diverse Gebetsgebräuche der Religionen⁵, und man wird etwa auch über die Trinkgewohnheiten verschiedener Völker aufgeklärt⁶. Aus dieser Passage, die sich immerhin über fünf Druckseiten hinzieht, sei zur Verdeutlichung ein kurzes, nachgerade gargantueskes Beispiel zitiert:

Alles diß aber wäre Kinderspiel gegen der Verschwendung des Serischen Königs Ricus / mit welchem auch der erste königliche Stammbaum Hiaa untergegangen. Denn er hätte einen grossen / und zur Schifffahrt fähigen Teich graben / und mit Weine füllen lassen; woraus immer wechselsweise drey tausend Menschen auff Hundes-Art sauffen / und hernach im nechsten Walde die an die Bäume gehenckten und ge[582]bratenen Ochsen / Hirsche und wilde Schweine verzehren müssen.⁷

Neben solchen, heute oft ein wenig kraus erscheinenden und nicht immer ganz zwingend in die Handlung integrierten Exkursen finden sich im *Arminius* aber auch weit ausgebreitete Disputationen über fast alle denkbaren Themen. Dieter Kaffitz konnte zeigen, daß die Besonderheit der Streitgespräche im *Arminius*

2 »Man könnte ihre Romane poetische, gewissermaßen toll gewordene Realenzyklopädien nennen.« Aus: Joseph von Eichendorff, »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands«, in: ders., *Werke, Nach den Ausgaben letzter Hand unter Hinzuziehung der Erstdrucke*, hrsg. von Ansgar Hillach, 3 Bde, Bd. 3, München 1977, S. 616.

3 Daniel Casper von Lohenstein, *Grossmüthiger Feldherr Arminius*, mit einer Einführung von Elida Maria Szarota, 2 Bde, Hildesheim und New York 1973 (= fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe aus den Jahren 1689/90).

4 Vgl. ebd., Bd. 2, S. 184-189.

5 Vgl. ebd., Bd. 2, S. 190f.

6 Vgl. ebd., Bd. 1, S. 581-585.

7 Ebd., Bd. 1, S. 581f.

darin besteht, daß Lohenstein die verschiedenen, aufeinandertreffenden Meinungen meist nebeneinander stehen läßt, ohne einer eindeutig den Vorzug zu geben, daß also hier eine offene Diskussionsform abgebildet und so bewußt Mehrdeutigkeit inszeniert wird.<sup>8</sup> Auf einer weiteren, zunächst weniger auffälligen Ebene konnte zudem gezeigt werden, daß Lohenstein bei der Darstellung historischer Ereignisse durchaus quellenkritisch gearbeitet hat. Nicht selten wird im *Arminius* die einer bestimmten Passage zugrundeliegende historische Hauptquelle durch Nebenquellen ergänzt oder sogar korrigiert, etwa bei geographischen oder chronologischen Angaben.<sup>9</sup>

Die im Roman ebenso allgegenwärtige wie augenfällige Gelehrsamkeit wurde auch in den wichtigsten zeitgenössischen Kritiken immer wieder hervorgehoben<sup>10</sup>, wobei das eine Mal eher die Collectaneengelehrsamkeit im Vordergrund stand, wie etwa in der Besprechung in den *Acta Eruditorum*<sup>11</sup>, das andere Mal eher die ausgefeilte Disputationstechnik, wie in der Rezension von Thomasius in seinen *Monathsgesprächen*<sup>12</sup> – in beiden Fällen führt die Feststellung der Gelehrtheit jedoch keinesfalls zu einer ästhetischen Abqualifizierung

8 Vgl. Dieter Kafitz, *Lohensteins »Arminius«. Disputatorisches Verfahren und Lehrgehalt in einem Roman zwischen Barock und Aufklärung*, Stuttgart 1970 (= Germanistische Abhandlungen, 32), S. 54-90.

9 Vgl. dazu Ulrich Schindel, »Antike Historie im Unterricht der Gelehrten Schulen des 17. Jahrhunderts«, in: Albrecht Schöne (Hg.), *Stadt, Schule, Universität, Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert*, München 1976, S. 225-242, hier S. 229-231.

10 Zur zeitgenössischen *Arminius*-rezeption vgl. Alberto Martino, *Daniel Casper von Lohenstein. Geschichte seiner Rezeption*, Band 1, 1660 – 1800, übers. von Heribert Streicher, Tübingen 1978, bes. S. 189-229, und Kafitz (wie Anm. 8), S. 26-53.

11 Vgl. [Johann Georg Pritius,] »Daniel Caspers von Lohenstein / Großmüthiger Feld-Herr Arminius / oder Herrmann / als ein tapferer Beschützer der teutschen Freyheit / nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda / h. e. Danielis Caspari a Lohenstein, Fortissimus Imperator, libertatis Germanicae vindex, juxta cum serenissima eyus Thusnelda. Opus rebus politicis ac casibus amatoriis refertissimum, in gratiam praesertim Nobilitatis Germanicae compositum, cum figuris aeneis scitissimis.« To.I. Lipsiae, apud Jo. Friedericum Gleditschium, in 4, 1689, Rezension in: *Acta Eruditorum* (1689), S. 286-290, wo auch eine kurze Sammlung im Roman behandelte Themen mitgeliefert wird. Erstmalige Entschlüsselung des Namens des Rezensenten in Augustinus Hubertus Laeven: *De »Acta Eruditorum« onder redactie van Otto Mencke. De geschiedenis van een internationaal geleerdenperiodiek tussen 1682 en 1707*, Amsterdam und Maarsen 1986 (= Studien des Instituts für intellektuelle Beziehungen zwischen den westeuropäischen Ländern im 17. Jahrhundert, 13), S. 287. Vgl. zu dieser Rezension auch Kafitz (wie Anm. 8), S. 45-49 und Martino (wie Anm. 10), S. 191-197.

12 Vgl. [Christian Thomasius,] *Freygmüthiger Jedoch Vernunft- und Gesetzmäßiger Gedancken / Über allerhand / fürnehmlich aber Neue Bücher Augustus des 1689. Jahrs / Entworfen von Christian Thomas. Halle. Gedruckt und verlegt von Christoph Salfelden / Chur-Fürstl. Brandenb. Hoff- und Regierungsbuchdrucker. 1689, S. 646-686.*

des Romans: Lohenstein war vielleicht im deutschen Sprachraum das ausgeprägteste Beispiel für den im 17. Jahrhundert so hoch geschätzten poeta doctus. Daß sich diese zeitgenössischen Kritiken so stark auf diesen einen Aspekt eines sehr umfangreichen und vielschichtigen Romans kapriziert haben, liegt meines Erachtens jedoch nicht nur am Romantext selbst, sondern hat noch einen Grund in einem Umstand, der bisher in der Forschung noch auf relativ wenig Interesse gestoßen ist:

Der *Arminius* ist in den Jahren 1689 und 1690 erschienen, also erst sechs Jahre nach dem Tod Lohensteins im Jahre 1683. Der bis heute nicht eindeutig bestimmte Herausgeber<sup>13</sup> hat den Roman auf eine Weise bearbeitet und publiziert, die für die weitere Rezeption, so meine These, nicht ohne Bedeutung war: Der Roman ist im Quartformat erschienen und zweiseitig gesetzt. Vor jedem der insgesamt 18 Bücher in den zwei Bänden gibt es eine sehr ausführliche stichwortartige Zusammenfassung. Ebenso auffällig ist der Anhang: Neben einigen Hinweisen zum allgemeinen Verständnis und zu den verschiedenen Interpretationsebenen finden sich eine große Zahl von Geschlechtertabellen, ein Register mit modernen Übersetzungen antiker Ortsnamen, viele Einzelstellenkommentare und ein immerhin 79 Seiten langes »Verzeichnüß der fürnehmsten in dem Arminius und der Thußnelda befindlichen Sachen und Personen«<sup>14</sup>, das einen zielsicher zu dem entsprechenden gelehrten Exkurs im Roman führt und dafür sorgt, daß dieser tatsächlich als Konversationslexikon, als »toll gewordene Realenzyklopädie« zu gebrauchen ist.

Kurz: Die äußere Form, in der der *Arminius* schließlich auf dem Buchmarkt erschienen ist, ist in allen diesen Einzelpunkten nicht eigentlich die eines Romans, sondern die eines prototypischen gelehrten Handbuchs des 17. Jahrhunderts.

- 13 Edward Verhofstadt, *Daniel Casper von Lohenstein: Untergehende Wertwelt und ästhetischer Illusionismus. Fragestellung und dialektische Interpretationen*, Brügge 1964, S. 85 f, plädiert für Lohensteins Bruder Hans Casper von Lohenstein, Martino (wie Anm. 10), S. 204 ff, für den Leipziger Theologen Christian Wagner.
- 14 Vgl. Lohenstein (wie Anm. 3), unpaginiert im Anschluß an S. 51 der Anmerkungen. Zu den Registern in Barockromanen vgl. vor allem Werner Welzig: »Einige Aspekte barocker Romanregister«, in: Albrecht Schöne (wie Anm. 9), S. 562-570. Mir scheint es allerdings, daß Welzig eine zu große Verbreitung der Register suggeriert – vor allem längere, anspruchsvolle Register stellen meiner Erfahrung nach eine große Ausnahme dar; selbst Eberhard Werner Happels jährliche politische Zeitungs- und Novitätenromane hatten keine.

Der Herausgeber hat bereits als ein erster Rezipient den Focus auf diesen Aspekt des Romans gelegt und das gelehrte Potential des Lohensteinschen Werks an die Oberfläche geholt, hat es durch Format, Druckanordnung, die Paratexte, die Anmerkungen und die Register erschlossen und so – sehr erfolgreich – eine mehr oder weniger verbindliche Hauptlesart des *Arminius* geschaffen. Obwohl vom Autor selbst keine Anweisungen oder gar Vorarbeiten hierzu erhalten sind, muß dies keinesfalls gegen die Intention Lohensteins geschehen sein, der seine zu Lebzeiten erschienenen Trauerspiele mit verhältnismäßig noch umfangreicheren und ausführlicheren Anmerkungsteilen ausgestattet hatte. In der Folgezeit, als die ostentative Gelehrsamkeit in einem poetischen Kunstwerk nicht mehr so hoch im Kurs stand, hat dieser Umstand jedoch auch zur radikalen Abwertung des Romans beigetragen – und dazu, daß der *Arminius* lange Zeit zum großen Negativbeispiel für den schulmeisterlichen, mit exotischem Wissen überladenen und vor allem unnatürlichen Barockroman geworden ist.<sup>15</sup> Bereits aus frühauflärerischer Position wurde ihm unpassend eingestreute »Schulgelehrtheit« vorgeworfen, so etwa von Johann Jacob Bodmer:

Welcher verständige Mensch [...] muß sich nicht eben so sehr schämen als ärgern, wenn er in dem abentheuerlichen Werke von Arminius die wilden Helden des alten Deutschlands mit der Schulge[517]lehrtheit eines Rectors von Physick, Sittenlehre, Natur- und Welt-Historie schwatzen höret.<sup>16</sup>

Alberto Martino schlägt vor, vor allem die Anmerkungen und Register als eine Leserleichterung für breitere Rezipientenschichten zu verstehen<sup>17</sup>, und zielt dabei wohl auf die weniger gebildeten Leser ab, die bei der Dechiffrierung der Anspielungen und Bezüge im Roman eine Hilfestellung benötigten. Zu denken wäre am ehesten an den Adel, dem das Buch auch ausdrücklich gewidmet ist, wie aus dem Titelblatt hervorgeht: »Dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge [...] vorgestellt«. Zur sonstigen Aufmachung des Romans, wie ich sie vorgestellt habe, steht diese Widmung allerdings in einem deutlichen Spannungsverhältnis: Gerade in Anbetracht der äußeren Präsentation in Format und Druckbild neige ich deswegen eher zu der Ansicht, daß der

<sup>15</sup> Vgl. Martino (wie Anm. 10), S. 291 ff.

<sup>16</sup> Johann Jakob Bodmer, *Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter*, Frankfurt/M 1971 (= fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1741), S. 516 f.

<sup>17</sup> Vgl. Martino (wie Anm. 10), S. 206.

*Arminius* ein Roman ist, der bereits als eine Mischung aus seiner eigenen wissenschaftlichen Textausgabe und einem gelehrten Traktat zur Welt gekommen ist<sup>18</sup> – die Grenzüberschreitung wäre damit genau genommen also eine doppelte.

## II.

Man konnte Lohensteins *Arminius* schon aus dem ganz praktischen Grund seines Gewichts (3020 g – 2. Band<sup>19</sup>) und Formats (24,7 cm hoch, 21 cm breit, 10,7 cm dick – ebenfalls 2. Band) nicht so rezipieren, wie dies Lieselotte von der Pfalz in einem Brief an Sophie von Hannover von ihrer Lektüre der *Römischen Octavia* Herzog Anton Ulrichs in der ihr eigenen unnachahmlichen Direktheit berichtet:

Wen ich die romans lange und an einem stück lesen müste, würden sie mir beschwerlich fallen, ich lese aber nur ein bladt, 3 oder 4, wen ich mit verloffft auff den kakstuhl morgens und abends sitze, so amusierts mich und ist weder mühsam noch langweilig.<sup>20</sup>

Hier spürt man ein deutlich anderes als ein gelehrtes Odeur. Nun soll nicht unterstellt werden, daß es sich bei hohen Barockromanen ganz allgemein um Lektüre für gewisse Orte handelte, daß höfische Romane generell in einer nachgerade karnevalesken Degradierung auf dem ›Thronchen‹ gelesen wurden, doch die sechs (erste Fassung) bzw. sieben (zweite Fassung) Oktavbände der *Römischen Octavia*, in denen sich weder Register noch Anmerkungen fanden, sahen

18 Dabei finden sich Einzelemente, wie Register, Großformat, doppelspaltiger Druck etc., durchaus in verschiedenen anderen Romanausgaben der Zeit. In der Konsequenz aber, in der alle diese Elemente hier vereint sind, wird m. E. eine neue Qualität erreicht. Was ihn vielleicht noch von einem wissenschaftlichen Text unterscheidet, ist die Tatsache, daß die Anmerkungen am Ende des zweiten Bandes zusammengefaßt sind und nicht auf dem Seitenrand oder am Fuß der Seite stehen, was vom Herausgeber offenbar auch erwägt worden ist: »Nun lässet man zwar einen jeglichen gar gern bey seiner Meinung / hoffet aber doch / jene werden sich unsere *Anmerckungen über den Arminius* nicht zuwider seyn lassen / nachdem sie nicht an Rand beygedruckt / sondern an diesen abgelegenen Orte verwiesen worden [...]«. Aus: Lohenstein (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 3 der Anmerkungen, Hervorhebung im Original.

19 Vielen Dank an die Poststelle der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, die mir mit ihrer Pakerwaage zu dieser exakten Angabe verholfen hat.

20 Brief von Lieselotte von der Pfalz an Sophie von Hannover vom 12.5.1704; in: Elisabeth Charlotte von Orléans, *Aus den Briefen der Elisabeth Charlotte von Orléans an die Kurfürstin Sophie von Hannover*, hrsg. von Eduard Bodemann, 2 Bde, Hannover 1891.

trotz ihres nicht geringen Umfangs von jeweils mehr als tausend Seiten doch viel mehr wie Romane aus, die man auch in Händen etwa von Damen und anderen wissenschaftlich nicht Ausgebildeten erwarten konnte.<sup>21</sup>

Tatsächlich finden sich in der *Römischen Octavia* Anton Ulrichs, die wie der *Arminius* ein historischer Roman und der zeitlich nur wenige Jahrzehnte nach demselben angesiedelt ist, viel weniger gelehrte Anspielungen als in diesem – und wenn, dann sind die Informationen stets sehr stark in die Handlung integriert und verlieren so den Anschein der Beliebigkeit, den sie bei Lohenstein oft haben. Hierzu sei vielleicht ein etwas ausführlicheres Beispiel zitiert, bei dem man gut sehen kann, wie die Beschreibung der Krönungsbräuche der Adiabener zum Moment der Handlung selbst wird:

Es brache nun der Tag nicht so bald hierin / an welchem Monobazes seinen Izates die Krone übergeben / Abia durch Hülffe der ungetreuen Adiabener aber / es mit Macht zu hintertreiben suchen wolte / als durch die gantze Stadt / die Priester / die bey einer Königlichen Kröhnung in Adiabene gebräuchlichen Reihen absungen / und das heilige Feuer / vor dem Königlichen Rocke / den sie Sambsera nennen / öffentlich herum trugen. Gleichwie nun die Adiabener in Anrührung dieses Rockes sich eine sonderliche Glückseeligkeit zu haben einbilden / also lieffe auch alles / was nur konte / herzu / an dieser Berührung Antheil zu nehmen / welches dann denen Spazinischen Völckern eine bequeme Gelegenheit zu ihrem Vorhaben an die Hand gabe.<sup>22</sup>

Wenn sich auch in der *Römischen Octavia* vor allem in den nach 1700 entstandenen späten Partien wie im *Arminius* vermehrt offene Diskussionen finden, so ist auffällig, daß dabei die Beispiele, die die Diskutierenden vorbringen, um ihre Argumentation zu stützen, bei Anton Ulrich so gut wie immer aus der vorangegangenen Handlung des Romans selbst genommen werden. Sie sollten

<sup>21</sup> Lohensteins *Arminius* wurde in Wolfenbüttel zwischen 1690 und 1713 bei insgesamt 36 unterschiedlichen Ausleihern nur einmal von einer Frau entliehen – bezeichnenderweise eine Hofmeisterin: Maria Juliane von Cramm; unter den 35 verzeichneten Lesern von Anton Ulrichs *Römischer Octavia* finden sich immerhin sieben Frauen. Vgl. dazu Mechtild Raabe, *Leser und Lektüre im 17. Jahrhundert. Die Ausleihbücher der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1664–1713*, Teil A, Bd. 2, »Alphabetisches und systematisches Verzeichnis der entliehenen Bücher«, München 1998, S. 181 f und S. 21. Diese Zahlen sind natürlich mit der gebotenen Vorsicht zu gebrauchen.

<sup>22</sup> Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, *Die Römische Octavia*, erster Bd. in drei Teilbänden, bearbeitet von Rolf Tarot und Maria Munding, Stuttgart 1993 (= Werke: historisch-kritische Ausgabe, III, 1-3, und = Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, 314-316), S. 586. Im folgenden Kurztitel: RO I.

dem Leser aus seiner Lektüre des Textes also geläufig sein<sup>23</sup>, während Lohenstein in vergleichbaren Fällen in der Regel auf romanexterne Exempel zurückgreift. Zugespißt ließe sich formulieren, daß Lohensteins Roman den gelehrten Leser verlangt, während Anton Ulrichs Werk auf den aufmerksamen Leser baut.

Kurz: Die *Römische Octavia* prunkt nicht, wie dies beim *Arminius* offensichtlich der Fall ist, mit humanistischem Wissen und Gelehrsamkeit. – Trotzdem ist auch bei ihr die Untersuchung des Zusammenhangs von Gelehrsamkeit und Romankunst von großem Interesse. Der Roman spielt in den Jahren 68 – 71 nach Christus, seine Handlung setzt kurz vor dem Tod Neros ein und endet drei Jahre und vier Kaiser später, bald nach der Thronbesteigung Vespasians. Sie umfaßt damit einen sehr ereignisreichen, einen sehr interessanten und vor allem einen historisch sehr gut belegten Zeitraum.<sup>24</sup>

Im laufenden Text gibt es dabei zwar kaum Nennungen etwa von konkreten Kalenderdaten, doch wird bei näherem Hinsehen und beim Nachzeichnen der Abfolge der Ereignisse sehr bald deutlich, daß in der streng chronologischen Ordnung der Erzählung jeder einzelne Tag, von dem berichtet wird, exakt zu bestimmen ist, daß man das Datengerüst dieses Textes also genau rekonstruieren kann<sup>25</sup> – der unvorbereitete Leser wird nicht bemerken, daß die religiösen Feste des alten Rom taggenau plaziert sind, ebenso wie die politischen Ereignisse, etwa die Amtseinführungen der Konsuln.<sup>26</sup> Nun gibt es bei der *Römischen*

23 Besonders auffällig ist dies etwa bei der kontroversen Diskussion um die Moralität des Selbstmords, wobei die außerfiktionalen Beispiele nur ganz kurz angetippt, die innerfiktionalen jedoch breit ausgeführt werden. Vgl. [Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel,] *Der Römischen Octavia Siebenter Theil*. Wien, gedruckt, bey Johann Thomas Trattnern, k.k. Hofbuchdruckern, und Buchhändlern. 1762, S. 833-835. So auch in der Diktatniederschrift im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel (im folgenden nur: NSA) 1 Alt 22, 406, Bl. 191r-193v.

24 Man denke allein an die *Historien* und *Annalen* von Tacitus, die *Kaiserviten* Suetons und den *Jüdischen Krieg* von Flavius Josephus, die allesamt wichtige Quellen für Anton Ulrich darstellen.

25 Zumindest zum Teil ist dies geschehen durch Hanna Wippermann, *Herzog Anton Ulrich von Braunschweig: »Octavia, Römische Geschichte«*. (Zeitungsumfang und Zeitrhythmus), Diss. Masch. Bonn 1948. Vgl. bes. die allgemeine Darstellung auf den S. 15-17 und die Zeitafeln für die einzelnen Bände auf den S. 25-98, die das Kernstück der Arbeit bilden. Auf S. 16 weist die Verfasserin Anton Ulrich einige Fehler bei der Festtagsberechnung nach.

26 Dabei unterlaufen allerdings gelegentlich auch Fehler. Das christliche Osterfest im Jahre 68 etwa ist auf den 27. April datiert (RO I, S. 449 – wie Anm. 22), einen Tag, der weder ein Sonntag ist, noch innerhalb der Osterperiode liegt. Geprüft mit: Hermann Grotefend, *Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit*, 12. Auflage, durchgesehen von Jürgen Asch, Hannover 1982.

*Octavia* dank der hervorragenden Quellenüberlieferung die für das 17. Jahrhundert vielleicht einmalige Möglichkeit, einen Blick in die Werkstatt des Autors zu werfen – und die offenbart Erstaunliches. Aus den Ausleihbüchern der Herzog August Bibliothek<sup>27</sup> wird deutlich, daß die historisch verifizierbaren, nichtfiktionalen Teile des Romans von Anton Ulrich und vor allem von seinem Mitarbeiter Christian Flemmer mit einer großen Akribie wissenschaftlich erarbeitet worden sind, zum einen natürlich durch Nutzung der lateinischen Originalquellen von Tacitus, Sueton, Flavius Josephus und vielen anderen, zum anderen aber auch durch Hinzuziehung modernster (und heute vergessener) Handbücher und Nachschlagewerke, etwa des historischen Geographiebuchs von Philippe Briet<sup>28</sup>, des großen Werks über die Germanen im Altertum von Philipp Clüver<sup>29</sup>, des opulenten genealogischen Nachschlagewerks von Hieronymus Henniges<sup>30</sup> oder der historischen Beschreibung der Feste im alten Rom durch César Egasse Du Boulay<sup>31</sup>, um nur einige dieser wirklich beeindruckenden Großprojekte frühneuzeitlicher Gelehrsamkeit zu nennen, auf denen die Beschreibung des historischen Hintergrunds des Romans fußt. Gerade das letztgenannte Werk war wahrscheinlich, ergänzt durch die Gesamtdarstellung des

27 Vgl. Mechtild Raabe (wie Anm. 21), Teil A, Bd. 1, »Leser und Lektüre – Lesergruppen und Lektüre«, München 1998, S. 36–53. Hier werden die Ausleihen aus der Bibliothek für jeden einzelnen Benutzer jeweils chronologisch aufgeführt.

28 [Philippe Briet,] *Parallele Geographie veteris et novæ*. Auctore Philippo Brietio, Abbaullæo, Societatis Iesv Sacerdote. Parisiis, Sebastiani Cramoisy, Regis & Reginæ Regentis Architypographi: Ez. Gabrielis Cramoisy. M. DC. XLVIII. Cvm Privilegio Regis.

29 [Philipp Cluever,] Philippi ClüverI: *Germaniæ Antiquæ Libri tres*. Opus post omnium curas elaboratissimum tabulis geographicis et imaginibus, priscum Germanorum cultum moresque referentibus, exornatum. Adjectæ sunt Vindelicia et Noricum ejusdem auctoris. Lugduni Batavorum Apud Ludovicum Elzevirium Anno MDCVI.

30 [Hieronymus Henniges,] *Theatrum Genealogicum Ostentans Omnes Omnium Ætatvm Familias: Monarcharvm, Regvm, Ducvm, Marchionum, Principum, Comitum, atquæ illustrium Heroum & Heroinarum* [...] Nunc verò in Quatvor Tomos Collectvm et Distinctvm Ingenio & labore M. Hieronymi Henninges Lunæburgensis, M.D.XCVIII. Cum Gratia et Priuilegio sacræ Cæsareæ Maiestatis ad decennium. Magdeburgi, Typis & Sumtibus Ambrosij Kirchneri Bibliopol: Magdeburg.

31 [César Egasse Du Boulay,] *Le Thresor des Antiquitez Romaines, ou sont contenues et descrites par ordre toutes les ceremonies des Romains*. Par M.C.E. Du Boulay: Professeur des Humanitez au College Royal de Nauarre. Et de plus enrichy de quantité de Figures en Taille Douce pour en faciliter l'intelligence. A Paris, Chez Denys Thierry. ruë Sainct Iacques, à l'Image Sanct Denys. M.DC.L. Avec Privilege du Roy.

alten Rom durch Giovanni Bartolomeo Marliani, *Ritratto di Roma Antica*<sup>32</sup>, die Basis für die erhaltenen umfangreichen Datensammlungen und Kalender, die vor dem Beginn der Niederschrift des Romans entstanden sind. Allein in drei dicken Heften<sup>33</sup> sind zwei römische Festkalender unter Berücksichtigung der historischen Ereignisse erstellt worden, teils auch in synoptischer Gegenüberstellung zur mit diesen Geschehnissen eng verknüpften fiktiven Romanhandlung. Dazu gibt es Verzeichnisse der im Verlauf des Romans aktuellen Amtsträger, Listen mit den Angehörigen verschiedener Parteien in den Kämpfen um die Kaiserwürde oder eine Liste der Personen, die Christen sind oder werden. Es gibt außerdem Lagebeschreibungen der Katakomben, Genealogien einzelner Personen, es gibt neben fiktiven auch aus den historischen Quellen gezogene Personenprofile, und es gibt ein allerdings nicht vollendetes Gesamtpersonenverzeichnis etc.<sup>34</sup> Noch in den Handschriften, die die Grundlage für die Ausarbeitung der endgültigen Druckfassung darstellen, finden sich am Rand regelmäßig Marginalien, die anzeigen, bei welchem Datum man sich gerade befindet.<sup>35</sup> Um die Übergänge zwischen den einzelnen Tagen besser wiederzufinden, wurden auch noch sogenannte Datenzungen angebracht, also kleine Papierstreifen eingeklebt, die über den Rand des Manuskripts hinausragten und auf denen die Datumswechsel nochmals vermerkt waren.<sup>36</sup> Erst im Druck wurde

32 [Giovanni Bartolomeo Marliani,] *Ritratto di Roma Antica; nel quale sono Figurati I principali Tempij, Teatri, Anfiteatri, Cerchi, Naumachie, Archi Trionfali, Curie, Basiliche, Colonne, Ordine del Trionfo, Dignità Militari, e Ciuili, Riti, Ceremonie, & altre cose notabili. Aggiuntoui di nouo le Vite, & Effigie de' primi Rè di essa, e le Grandezze dell'Imperio Romano.* Con l'Esplicationi Istoriche di B. Marliani, e de' più Celebri Anttiquarij. In Roma, Appresso Francesco Moneta. MDCXLV. Con Licenza de' Superiori. Ad Istanza di Filippo de' Rossi.

33 Vgl. NSA I Alt 22, 307, 310 und 311.

34 Ich beziehe mich vor allem auf die Akten NSA I Alt 22, 307, 310, 311 (Kalender), 309 (Personenverzeichnis), 314 (sonstige Notizen). Die Arbeiten sind in der Regel sehr sorgfältig ausgeführt worden: So sind beispielsweise in NSA I Alt 22, 310, Bl. 1r, der Liste der aktuellen Amtsträger in Rom und in den Provinzen, Abweichungen zwischen den verschiedenen Quellen berücksichtigt: »Statthalter in Baetica. A. Licinius Caecinna, oder wie Lipsius will, Allienus Caecinna.« Deutlich wird hier zudem, daß offenbar auch Justus Lipsius' in der Frühen Neuzeit maßgeblicher Tacituskommentar benutzt worden ist. Die Kärnerarbeit bei der Recherche hat Anton Ulrich allerdings nicht persönlich besorgt, sondern seinen Mitarbeiter Christian Flemmer damit beauftragt.

35 Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, *Die Römische Octavia*, erster Band in drei Teilbänden, Transkription der frühesten Fassung und einer später eingefügten Erzählung, bearbeitet von Rolf Tarot und Maria Munding, mit einer Handschriftenbeschreibung von Julie Boghardt, Stuttgart 1999 f (= Werke: historisch-kritische Ausgabe, III, 4-6, und = Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, 322-324), S. 2, S. 16, S. 21 u. ö. Im folgenden Kurztitel: RO I Man.

36 Vgl. ebd., »Beschreibung der Handschriften«, S. XLV u. ö.

dieses Datengerüst dann weggenommen, und man liest im fertigen Text fast durchgehend höchst vage Angaben, wie »eines Morgens«<sup>37</sup>, »folgenden Tags«<sup>38</sup> oder gar »es verstrichen hierauf etliche Tage«<sup>39</sup>, während auf dem Rand des Manuskripts penibel vermerkt worden ist, um welchen Tag es sich jeweils handelte und wieviel Tage genau verstrichen waren.<sup>40</sup> Die Konstruktion dieses Romans ist, auch wenn dies auf den ersten Blick nicht so sichtbar ist wie im *Arminius*, doch eindeutig als gelehrt zu betrachten.

### III.

Die Frage stellt sich, wozu diese Spurenverwischung dient und warum Anton Ulrich seinen Roman zuerst mit wissenschaftlicher Akribie auf eine für seine Zeit nachgerade hyperexakte historische Grundlage gestellt hat, um dann dieses Fundament im nächsten Schritt wieder unsichtbar zu machen, warum er so viel Gelehrsamkeit aufgewendet hat, um sie dann in der Erzählung ›diffundieren‹ zu lassen. Ein primär ästhetisches Problem wird es im Jahrhundert des *poeta doctus* – wie man bereits an den Reaktionen auf Lohensteins *Arminius* gesehen hat – weniger gewesen sein.<sup>41</sup>

Im höfischen Diskurs des 17. Jahrhunderts war jedoch, wie von Wilhelm Kühlmann materialreich erarbeitet worden ist, eine Strömung vorherrschend, die eine fundierte humanistische Bildung, die weithin als ›Pedantenbildung‹, also als Anhäufung nutzlosen Wissens ohne konkreten Praxisbezug, verstanden wurde, für die Ausbildung des Adels – und besonders des Fürsten selbst – deutlich ablehnte.<sup>42</sup> Dies wird etwa in dem Fürstenspiegel von Diego de Saavedra

37 RO I (wie Anm. 22), S. 16.

38 Ebd., S. 42.

39 Ebd., S. 196.

40 Vgl. RO I Man. (wie Anm. 35), S. 184.

41 Dies war dann allerdings bei der zweiten großen Welle der ›gelehrten‹ historischen Romane, den sogenannten ›Professorenromanen‹ im späten 19. Jahrhundert der Fall, deren sprichwörtliches ›Zu-Tode-Beschreiben‹ auch des kleinsten Öllämpchens schon von den Zeitgenossen als ein ästhetisches Problem betrachtet wurde. Vgl. zum Professorenroman Hildegard Emmel, *Geschichte des deutschen Romans*, Bd. II, Bern und München 1975 (= Sammlung Dalp, 105), S. 160-170.

42 Vgl. dazu Wilhelm Kühlmann, *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*, Tübingen 1982 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 3), bes. Kap. 2.II.2: »Der Nutzen der ›litterae‹: Praxisbezug als Bewertungskriterium«, S. 330-341, und Kap. 2.II.3: »Fürstenerziehung und Elitebildung: Deklassierung und Funktionalisierung der humanistischen Propädeutik«, S. 341-371.

Fajardo, *Abriss Eines Christlich-Politischen Printzens*, hier in einer deutschen Übersetzung aus dem Jahre 1700, deutlich:

Wird also einem Printzen genugsam seyn die Künste und Wissenschaft / oben hin durchgangen zu haben / und wird ihm viel mehr eintragen / wenn er das vor anderen allen erkennt / was so wol in Friedens als Kriegs Zeiten zu Nutzen angewendet werden kan: Und sol er derohalben aus den Künsten so viel fassen / als zu seiner Nothdurfft das Gemüth zu erbauen / und den Verstand zu bekräftigen nöthig seyn wird: Den Ruhm aber vortrefflich zu seyn in einer oder anderer Kunst / lasse er einem geringeren als er ist [...].<sup>43</sup>

Aus dieser Forderung nach einem Vorrang von praktisch verwertbarem Wissen gegenüber dem reinen Buchwissen läßt sich ein gewisser Rechtfertigungsdruck für den fürstlichen Autor ableiten – denn die eigentliche Aufgabe eines Fürsten ist es, zu regieren und sich in der Regierungskunst zu vervollkommen, und nicht, ausufernde klassische Studien zu betreiben, um die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten eines echten *poeta doctus* zu erlangen. Nun ist Anton Ulrich am Wolfenbütteler Hof in einem keinesfalls bildungsfeindlichen Umfeld aufgewachsen; sein Vater, der manische Büchersammler Herzog August der Jüngere, der sich als nachgeborener Sohn auf ein Gelehrtendasein abseits des Hofes eingestellt hatte und erst nach dem Aussterben einer der Linien des Wel-

43 [Diego de Saavedra Fajardo,] *Abriss Eines Christlich-Politischen Printzens / in CI anmuthigen Sinn-Bildern* / mit beygefügtten Erklärungen vorgestellt von Didaco Saavedra Faxardo, zuvor Aus dem Spanischen ins Lateinische und Teutsche übersetzt / nun aber In unserer Teutschen Sprache aufs neue mit Fleiß übersehen / in bessere Form gebracht / und mit schönen Kupffern gezieret. Jena / und Helmstaedt / In Verlegung Matthäi Birckners / Buchh. Gedruckt bey Christoph Krebsen / 1700, S. 48. Als Indiz für die Verbreitung dieser Einstellung kann wieder ein Brief Lieselottes von Pfalz an die Raugräfin Amalie Elisabeth vom 24. Juli 1699 dienen: »Ordinari wissen die gelehrten nicht zu leben und ob sie zwar gescheyt in ihren künsten sein, sein sie doch wie gecken unter die leute; also der personen von große qualitet sache nicht, so erschrecklich gelehrt zu sein; denn es ist ihnen hoch nötig, die welt zu kennen und wie sie mit jedermann leben müssen und sollen, welches man nur durch experienz und nicht in den büchern lernt.« Aus: Elisabeth Charlotte von Orléans, *Briefe der Lieselotte von der Pfalz*, hrsg. und eingeleitet von Hellmuth Kiesel, Frankfurt/M 1981. In der *Römischen Octavia* wird der übermäßig gelehrte Adelige in der Nebenfigur des Ritters Cäcilius (selbst)ironisch parodiert: »[...] denn es hatte Cäcilius / durch sein vielfältiges studiren sich so abgemattet / daß er / bey noch gar jungen Jahren schon alt aussahe«, und später heißt es dann, daß er »wegen seines in der Welt-Weißeit grübelnden eingezogenen Wesens mehr verlachtet / als hochgeachtet wurde«. Beide Zitate aus: [Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel,] *Der Römischen Octavia Zweyter Theil*. Braunschweig / Gedruckt und verlegt durch Johann Georg Zilligern Hochfürstl. privil. Hof-Buchdrucker [1713], S. 672 und S. 689 f.

fenhauses die Regierung in Wolfenbüttel übernehmen konnte, ließ ihm durch seine Lehrer Schottelius und Sigmund von Birken eine sehr sorgfältige Ausbildung angedeihen.<sup>44</sup> Später hat sich Anton Ulrich selbst durch die Gründung einer Ritterakademie in Wolfenbüttel für die professionelle Ausbildung des Adels eingesetzt.<sup>45</sup>

Trotzdem scheint die Präsentation Anton Ulrichs, der ein in hohem Maße standesbewußter Mann war, als Verfasser eines gelehrten Romans problematisch gewesen zu sein. Zu seinem ersten Prosawerk, der *Durchleuchtigen Syrerinn Aramena*<sup>46</sup> hat Sigmund von Birken ein Vorwort geschrieben, das heute als ein erster Ansatz zu einer Romanpoetik in deutscher Sprache angesehen wird<sup>47</sup>, in dem er aber auch ausführlich auf die offensichtlich klärungsbedürftige Frage eingeht, warum ein hoher Adelige historische Romane schreibt.<sup>48</sup> Die Vorrede

44 Vgl. hierzu Étienne Mazingue, *Anton Ulrich Duc de Braunschweig-Wolfenbuettel (1633 – 1714). Un Prince Romancier au XVII<sup>e</sup>me Siècle*, 2 Bde., Lille 1974, S. 17-74, und Jörg Jochen Müller, »Fürstenerziehung im 17. Jahrhundert. Am Beispiel Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig und Lüneburg«, in: Albrecht Schöne (wie Anm. 9), S. 243-260.

45 Vgl. hierzu Mazingue (wie Anm. 44), S. 140-157 (Kap. A III 3: »Essor intellectuel«) und A. Kühlenkamp, *Die Ritterakademie Rudolf-Antoniana in Wolfenbüttel 1687 – 1715*, Braunschweig 1975.

46 Vgl. Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, *Die Durchleuchtige Syrerinn Aramena*, Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1669 – 1673, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Blake Lee Spahr, 5 Bde., Bern und Frankfurt/M 1975 (= Nachdrucke deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts, 4, I-V).

47 Vgl. [Sigmund von Birken,] »Vor-Ansprache zum Edlen Leser«, in: Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg (wie Anm. 46), [S. V-XX].

48 Die Texte Anton Ulrichs sind zwar sämtlich anonym erschienen, doch stets als Werke eines Fürsten präsentiert und rezipiert worden. So schreibt Birken in der »Vor-Ansprache« zur *Aramena* (wie Anm. 47), S. [XIII f]: »Was bisher gesaget ist / das ist gegenwärtiger Aramena zu ehren geschrieben : bei deren sich alles das befindet / was den Geschichtschriften und Geschichtgedichten zu Lob geredt worden. Sie hat eine hohe hand zur gebärerinn / und der Edle Leser / ihre höchste fürtrefflichkeit erkennend / wird bekennen müssen / daß sie billiger Minerva als Aramena heisen [XIV] solte: weil es scheint / sie habe ein Jovis-hirn zum mutterleibe gehabt.« Bei der einzigen gedruckten Gedichtsammlung Anton Ulrichs findet sich ein Hinweis auf die fürstliche Abkunft des Autors bereits im Titel: [Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel,] *Christ Fürstliches Davids-Harfen-Spiel: zum Spiegel und Fürbild Himmel-flammender Andacht / mit ihren Arien oder Singweisen / hervorgegeben*. Nürnberg / Gedruckt bey Christoph Gerhard. MDCLXVII. (Ein fotomechanischer Nachdruck mit einer Einführung von Blake Lee Spahr erschien 1969 in New York und London.) Auch in den Rezensionen, etwa der in den *Acta Eruditorum* von [Christian Stieff,] »Octavia, Römische Geschichte / h. e. Octavia, fabula romanensis. pars tertia eaque ultima«, Rezension in: *Acta Eruditorum* (1706), S. 333-335, oder in der Erwähnung bei Christian Thomasius, *Schertz- und Ernsthafter Vernünfftiger und Einfältiger Gedancken / über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen Erster Monath oder Januarius, in einem Gespräch vorgestellt von der Gesellschaft*

zur *Aramena* liest sich über weite Strecken als eine Apologie des fürstlichen Schreibens, die durch die Präsentation einer langen Reihe hochadeliger Autoren – von Cäsar bis Kaiser Maximilian – gestützt wird. Auch auf die Pedantikkritik geht Birken konkret ein: dabei unterscheidet er zwischen ›wissenschaftlicher‹ Literatur, die als (berufs)bürgerlich und pedantisch charakterisiert wird, und dem höfisch-historischen Roman, der in erster Linie dem Adel und auch dem Fürsten selbst gemäß sei:

Es sind / dieser art Historien / vor allen anderen Schriften / ein recht-adelicher und darbei hochnützlicher zeitvertreib / sowol für den / der sie schreibt / als für den / der sie liset: wie dann auch die jenigen / so dergleichen [Romane] geschrieben / meist entweder vorneme Stands- und sonsten adeliche personen / oder doch leute gewesen / die mit solchen personen kundschaft gepflogen haben. Bücher / die vom Schul- Glaubens- und Rechtsgezänke handeln / gehören für die jenigen / welche hiervon beruff machen.<sup>49</sup>

Betont wird der praktische Nutzen, den der Adelige aus dieser »Hof-Schule«, als die der Roman auch bezeichnet wird, ziehen kann:

Ja sie sind rechte Hof- und Adels-Schulen / die das Gemüte / den Verstand und die Sitten recht adelich ausformen / und schöne Hof-reden in den mund legen.<sup>50</sup>

Daß der Autor Anton Ulrich hier als ›poeta serenissimus‹ in einer Abgrenzung zum Ideal des poeta doctus präsentiert wird, läßt sich noch deutlicher an anderer Stelle in Birken's Vorwort erkennen:

Sie [die *Aramena*] ist / nicht im Schulstaub / sondern zu Hof erwachsen. Sie ist auch nicht mit gesellschaft des Pöbels bestäubet: sondern redet höchsthöflich und recht-fürstlich / von Fürstlichen Geschichten.<sup>51</sup>

Die Bemühung um den Schein einer zumindest in dieser Hinsicht gewissen ›Kunstlosigkeit‹ – denn natürlich ist hier, wie deutlich geworden sein dürfte, in

*derer Müßigen*. Franckfurth und Leipzig / Verlegt Moritz Georg Weidmann Buchhändler / 1688, S. 45 f, wird immer wieder auf diesen Umstand abgehoben. Die Entschlüsselung des Namens des Rezensenten in den *Acta Eruditorum* findet sich bei Laeven (wie Anm. 11), S. 320.

<sup>49</sup> Birken (wie Anm. 47), S. [V].

<sup>50</sup> Ebd., S. [VI].

<sup>51</sup> Ebd., S. [XIV].

Wahrheit durchaus ein poeta doctus am Werk – hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung im höfischen Diskurs der Frühen Neuzeit. Im Rahmen des zeitgenössischen französischen honnête-homme-Ideals gilt, wie Kühlmann bemerkt, der »Pedant, der sich nicht bemüht, sein Wissen zu verbergen, [... als] unfähig zur Konversation; in der Ostentation speziellen Wissens erweist er sich als Vertreter eines unziemlichen ›amour propre‹, verweigert er sich also jener Modellierung der Affekte, die erst das ›Air‹ einer ungezwungenen Gesellschaft hervorbringt.«<sup>52</sup> Demonstration von (Schul)Gelehrsamkeit ist gleichbedeutend mit Affektation, wie sie Baldassare Castiglione schon in seinem *Libro del Cortegiano*, dem *Buch vom Hofmann*, geißelt:

[...] man muß jede Ziererei gleich einer spitzigen und gefährlichen Klippe vermeiden und [...] eine gewisse Nachlässigkeit zur Schau tragen, die die angewandte Mühe verbirgt und alles, was man tut und spricht, als ohne die geringste Kunst und gleichsam absichtslos hervorgebracht erscheinen läßt. [...] Daher kann man sagen, dort sei die wahre Kunst, wo man die Kunst nicht sieht [...].<sup>53</sup>

Auf diesem Hintergrund liegt die Vermutung nahe, daß es Anton Ulrich schon aus diesen Gründen nie ernsthaft in den Sinn gekommen wäre, Leibniz' höchst bürgerlich-gelehrtem und geradezu »pedantischem« Wunsch nachzukommen, den dieser in einem Brief vom 25. Juni 1711 an ihn äußerte:

Ich wiederhole meine unterthänigste erwehnung, so E.D. in bedenken zu ziehen geschienen, daß der Octavia dreyerlei dienlich zu sein schiene: 1. Genealogische Tabellen, 2. Landcarten, 3. ein General-Register, damit man was

52 Kühlmann (wie Anm. 42), S. 316

53 Baldassare Castiglione, *Der Hofmann. Lebensart der Renaissance*, übers. von Albert Wesselski, mit einem Vorwort von Andreas Beyer, Berlin 1996, Buch 1, Kapitel 26, S. 35 f. Im italienischen Original: »[...] e ciò è fuggir quanto più si può, e come un asperissimo e pericoloso scoglio, la affectazione; e [...] usar in ogni cosa una certa sprezzatura, che nasconda l'arte, e dimostri ciò che si fa e dice venir fatto senza fatica e quasi senza pensarvi. [...60] Però si può dir quella esser vera arte che non appare esser arte [...].« Zitiert nach Baldassar Castiglione, *Il Libro del Cortegiano*, hrsg. von Michele Scherillo, Mailand 1928, Kap. 26, S. 59 f. Der letzte Satz des Zitats bezieht sich wohl auf Ovids: »ars adeo latet arte sua« aus der Geschichte von Pygmalion in den *Metamorphosen*, X, 252. Eine gute und knappe Darstellung des Höflingsideals der italienischen Renaissance bietet Ursula Geitner, *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen 1992 (= *Communicatio*, 1), »Die gefällige Kunst der Kunstlosigkeit: Der Cortegiano, seine Vor- und Nachfahren«, S. 51-67.

von einer Person an verschiedenen Orthen zerstreuet beßer gegen einander halten könne.<sup>54</sup>

Abgesehen davon, daß diese Tabellen und Übersichten in den für die Vorarbeiten benutzten Werken zumindest ansatzweise bereits vorhanden sind, würde ein solcher Anhang all die Dissimulationsarbeit, die mühsame Wiedererlangung des höfisch-elegantem ›Ungefähr‹, zunichte machen.

Nun ist die Gelehrsamkeit Anton Ulrichs auch im 17. Jahrhundert nicht verborgen geblieben – nicht zufällig ist die *Octavia* neben Lohensteins *Arminius* einer der wenigen genuinen Romane, die in der wichtigsten wissenschaftlichen Zeitschrift der Zeit, den *Acta Eruditorum*<sup>55</sup>, rezensiert worden sind, und Thomasius bemerkt, als er in den *Monathsgesprächen* auf die *Römische Octavia* kommt, daß Anton Ulrich die im Barockroman übrigens nicht unübliche Technik der Geschichtskorrektur durch Erfindung zusätzlicher Quellen geradezu virtuos beherrschte – eine Virtuosität, die letztlich nur auf der Basis einer genauen Kenntnis der ›offiziellen‹ Quellen, die bei diesem Spiel, wollte man es gut spielen, keinesfalls übergangen werden durften, möglich war:

Absonderlich aber hat mich die Geschichte von der Massalinâ und Locustâ unbeschreiblich vergnügt / derer beyden Unschuld diese *hohe Hand*<sup>56</sup> so wahrscheinlich dargethan / daß man / wenn man es lieset / über die sinnreichen inventiones erstaunen muß. Wie kan aber das möglich seyn / fragte Herr David<sup>57</sup> / da doch alle Historici die Messaline als eine der grösten Huren / die Locusta aber als eine Hexe und Gifftmischerin beschrieben? Eben darinnen bestehet das Kunststück / antwortete Herr Benedict, daß alles das / so man ihnen beyden schuld gegeben / behalten worden / und dennoch durch Zusetzung glaubwürdiger Umstände sie beyde zu keuschesten und andächtigesten Frauens-Personen gemacht worden.<sup>58</sup>

Anton Ulrich spielt hier offensichtlich ein doppeltes Spiel, das die letztlich paradoxe Struktur eines gleichzeitig hohen und eines gelehrten Romans widerspiegelt. In den höfischen-antipedantischen Diskurs paßt die *Römische Octavia*

54 Eduard Bodemann (Hg.), »Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel«, in: *Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen* (1888), S. 73-244, hier S. 203.

55 Vgl. [Stieff] (wie Anm. 48).

56 Hervorhebung im Original. Auch hier findet sich wieder der Rekurs auf die fürstliche Abstammung des Textes (vgl. Anm. 48).

57 Die Rezensionen in den *Monathsgesprächen* sind als fiktive Dialoge verfaßt.

58 Thomasius (wie Anm. 48), S. 47.

sich durch ihr elegantes ›Ungefähr‹ ein, durch eine ›gelehrte‹ Brille betrachtet, werden weitere Ebenen des Textes sichtbar – ein hochartifizielles Versteckspiel, mit dem der Autor zeigen kann, daß er durchaus könnte, wenn er nur wollte – und ein Versteckspiel, das der Galanterietheoretiker Thomasius durchaus zu schätzen weiß.

## IV.

Durch die von ihr zuerst vollzogene und dann doch kaschierte Grenzüberschreitung gelingt der *Römischen Octavia* der Spagat zwischen Gelehrsamkeit und höfischer Kultur – ja sie kann im Rahmen einer doppelten Überbietung auf dieser von ihr definierten Ebene sogar Lohensteins *Arminius* aus dem Feld schlagen, indem sie auf der einen Seite ebenso gelehrt ist, andererseits die Etiketteregeln der höfischen Kultur und der honnêteté zu beachten und den Anschein von Pedanterie zu vermeiden weiß: Die *Römische Octavia* wäre in Paris so salon-tauglich wie die Romane der Mlle de Scudéry<sup>59</sup>, der *Arminius* hingegen nicht.

Warum die in der *Römischen Octavia* einmal vollzogene Überschreitung wieder kaschiert wurde, ist vielleicht aus den vorangegangenen Ausführungen deutlich geworden, weniger jedoch, wozu die Überschreitung selbst gedient haben mag. Eine Erklärungsmöglichkeit kann hier meines Erachtens der Zusammenhang mit der Statuskonkurrenz von neuen Funktionseleiten und dem alteingesessenen Adel an den deutschen Höfen der Frühen Neuzeit bieten.<sup>60</sup> Mit der zunehmenden Professionalisierung der Verwaltung im frühmodernen Staat seit dem 16. Jahrhundert drangen verstärkt gut ausgebildete und meist aus dem Bürgertum stammende Gelehrte in hohe und einflußreiche Ämter an den Höfen vor. Anders als in Frankreich, wo der Erbadel, die noblesse d'épée, diese

<sup>59</sup> Anton Ulrich hat die von ihm bewunderte Madeleine de Scudéry auf seiner Kavaliertour in Paris kennengelernt und den Beginn eines längeren Briefwechsels zwischen ihr und seiner Schwester Sybille Ursula vermittelt. Vgl. dazu Blake Lee Spahr, »Ar(t)amene: Anton Ulrich und Fräulein von Scudéry«, in: August Buck et. al. (Hg.), *Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert*, I. Bd., Hamburg 1981 (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 8), S. 93-104.

<sup>60</sup> Vgl. dazu Klaus Garber, »Zur Statuskonkurrenz von Adel und gelehrtem Bürgertum im theoretischen Schrifttum des 17. Jahrhunderts: Veit Ludwig von Seckendorffs ›Teutscher Fürstentstaat‹ und die deutsche ›Barockliteratur‹«, in: *Daphnis* 11 (1982), S. 115-144, und ders., »Gibt es eine bürgerliche Literatur im Deutschland des 17. Jahrhunderts? Eine Stellungnahme zu Dieter Breuers gleichnamigem Aufsatz«, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* NF 31 (1981), S. 462-470.

Positionen gegenüber der noblesse de robe, also nobilitierten Funktionären aus dem Bürgerstand, weitgehend räumen muß<sup>61</sup>, unternimmt der deutsche Adel verstärkt Bildungsanstrengungen, indem er an Universitäten und eigens eingerichteten Ritterakademien studiert. Er professionalisiert sich also ebenfalls und kann im Laufe des 17. Jahrhunderts dadurch verlorenes Terrain zurückgewinnen. Die Abgrenzungsstrategie gegenüber den bürgerlich-gelehrten Newcomern ist dabei ebenfalls eine doppelte und der Strategie in der *Octavia* durchaus nicht unähnlich: Einerseits begibt man sich gezwungenermaßen auf das Terrain der Eindringlinge, andererseits wertet man die Gelehrsamkeit gleichzeitig durch die Reduzierung auf ihre Funktion wieder ab, um nicht in eine direkte Leistungskonkurrenz mit den neuen Höflingen treten zu müssen – und vor allem um die Kriterien für die Statusabgrenzung weiterhin selbst bestimmen zu können. Man benutzt die Bildung, möglichst ohne daß sie zu sichtbar sein sollte, ohne daß sie zum Selbstzweck wird und vor allem ohne daß es nach Anstrengung aussieht, um mit dem Air der Leichtigkeit der höfischen Adelskultur, die gegen Pedanterie und ›Schulstaub‹ gesetzt wird, einen weiteren Vorteil in der Hand zu behalten. Später, innerhalb des Galanteriediskurses in der Zeit um 1700, wird von bürgerlicher Seite dann folgerichtig versucht werden, auch in diese Domäne des Adels einzudringen und sich den skizzierten höfischen Verhaltensnormen anzupassen, um in der guten Gesellschaft seinen Weg zu machen.<sup>62</sup>

Die Spannung zwischen Lohensteins *Arminius* und Anton Ulrichs *Römischer Octavia* ist meines Erachtens durchaus als Parallelerscheinung dieses Konkurrenzverhältnisses lesbar. Der sich offen gelehrt gebende *Arminius*, dessen Autor eben jenen neuen Funktionseleiten angehörte, von denen sich der alte Adel abgrenzen wollte und mußte, bildet hierin das genaue Gegenstück zur *Römischen Octavia* mit ihren gegenläufigen Textstrategien des Anschlusses an den gelehrten Diskurs und der gleichzeitigen Abgrenzung ihm gegenüber. Die Differenz in der

61 Vgl. hierzu immer noch Norbert Elias, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, Darmstadt 1969.

62 Christian Thomasius, der sicherlich wichtigste Theoretiker dieser Bewegung im deutschsprachigen Raum, definiert ›Galanterie‹ im Rahmen einer Universitätsvorlesung als »etwas gemischtes [...], so aus dem je ne scay quoy, aus der guten Art etwas zu thun, aus der manier zu leben, so am Hofe gebräuchlich ist, aus Verstand, Gelehrsamkeit, einem guten judicio, Höflichkeit, und Freudigkeit zusammen gesetzt werde und deme aller zwang, affectation und unanständige Plumpheit zu wider sey.« Aus: »Christian Thomas eröffnet Der Studirenden Jugend zu Leipzig in einem Discours Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln / Vernünftig / klug und artig zu leben«, in: Christian Thomasius, *Deutsche Schriften*, hrsg. von Peter von Düffel, Stuttgart 1970, S. 3-49, hier S. 18 f.

Qualität der Adelsprädikate der beiden Autoren läßt sich dabei größer kaum denken: Während Anton Ulrich als Welfe einem der ältesten deutschen Adelsgeschlechter angehörte, wurde Lohenstein, dessen Vater ein kaiserlicher Zolleinnehmer war, erst 1670 im Alter von 35 Jahren geadelt.

Ich habe die beiden Romanmodelle Lohensteins und Anton Ulrichs für den von mir hauptsächlich beobachteten Aspekt mit den Attributen ›ostentativ-gelehrt‹ und ›höfisch-adelig‹ versehen. In der Differenz der beiden Konzepte zeigt sich jedoch auch schon die Grundspannung, die das Genre des historischen Romans in der Folgezeit prägen wird. Dabei war die verfeinerte Rhetorik der Dissimulation der vorangegangenen Quellenarbeit, wie sie bei Anton Ulrich zu sehen ist, insgesamt in der Breite deutlich erfolgreicher als das Lohensteinsche Modell der offen präsentierten und aufgefächerten Gelehrsamkeit.<sup>63</sup> Das vor allem von der älteren Forschung gern als genuin bürgerlich bezeichnete Genre des Romans integriert hier also – analog zur Anpassung an höfische Verhaltensnormen im Rahmen der Galanterie – eine Strategie, die sich gerade in der Abwehr gegen aus dem Bürgerstand stammende Eindringlinge in die höfisch-adelige Exklusivität der Frühen Neuzeit gebildet hat, und es tut dies, zumindest auf längere Sicht gesehen, sehr erfolgreich.

<sup>63</sup> Auch wenn dieses Modell keineswegs völlig verdrängt wurde, wie es im 19. Jahrhundert der Professorenroman und in diesem Jahrhundert vor allem der spektakuläre Erfolg von Umberto Eco's *Name der Rose* gezeigt haben, der geradezu eine Renaissance des historischen Romans eingeleitet hat.